

Martin Endres

Nach dem Muster

Die Paradigmatizität der Poesie¹

Der folgende Text gliedert sich in drei Teile: Auf grundlegende Reflexionen zur ›Form‹ des Sprechens, die sich unbenannt mit dem Zeichenkalkül von George Spencer-Brown auseinandersetzen, soll eine Revision des Paradigma-Begriffs für die Poesie folgen, die diesem Denken Rechnung trägt und es gleichzeitig übersteigt. Ich möchte zur Diskussion stellen, dass sich poetisches Sprechen *als* paradigmatisches verstehen lässt, genauer: dass es so verstanden werden muss. Im dritten Teil des Textes soll der Versuch unternommen werden, die eine Seite in der anderen zu verorten und das eigene theoretische Sprechen an dem poetischen Oswald Eggers und seiner Dichtung zu orientieren, sich ihm anzunähern – mehr wird nicht möglich sein.

Mit jedem Sprechen, so möchte ich beginnen, mit jeder Bezeichnung von etwas in der Welt treffen wir eine Unterscheidung, die konstitutiv und zugleich irreversibel ist: Denn jedes Sprechen trennt in zwei Seiten, unterscheidet zwischen einem Bezeichneten und einem Nicht-Bezeichneten – *determinatio est distinctio*, und *vice versa*. Ohne diese Unterscheidung lässt sich weder vom einen noch vom anderen sprechen – und doch liegt diese Unterscheidung nicht einfach vor, auch nicht *vor* einer Äußerung: Die Differenz von Bezeichnetem und Nicht-Bezeichnetem realisiert sich erst performativ im Vollzug der Rede.

Sprechen ist also – sozusagen ›von Anfang an‹ – *komplex*, d. h. es beschreibt eine Form »die weder auf eine einfache Einheit noch auf eine bloße Vielfalt reduziert werden kann«, eine paradoxe Form also, die unvorgängig »aus einer Zweifelt besteht«² und deren Teile einander gegen- und wechselseitig voraussetzen. Doch auch diese Bestimmung – die Bestimmung des Sprechens als Unterscheiden – ist gleichzeitig blind gegenüber sich selbst, da sie demselben *Kriterium* unterliegt, das sie beansprucht: In der *Bezeichnung* des Sprechens als Unterscheiden hat sich die eben erläuterte *Form* des Sprechens bereits realisiert – die

¹ Der Haupttitel »Nach dem Muster«, den sich dieser Aufsatz mit dem nachfolgenden von Oswald Egger in diesem Band teilt, verweist auf einen gemeinsamen Vortrag der beiden Autoren, der zum Ziel hatte, sich dialogisch von zwei Perspektiven aus und mit zwei unterschiedlichen Denk- und Schreibweisen der Frage nach der Paradigmatizität zuzuwenden.

² Dirk Baecker, *George Spencer Brown*, <http://www.dirkbaecker.com/SpencerBrown.pdf>. [letzter Zugriff: 26.04.2013], S. 3.

Bezeichnung gründet in dieser *Form*. Jedes Sprechen, so können wir schließen, setzt sich also selbst voraus und schließt sich so aus dem aus, was es bezeichnen, was es von sich unterscheiden kann.

Auf der *Innenseite* des Sprechens, auf der Seite des Bezeichneten, hat sich also sein eigener Anfang wiederholt, indem erneut ein Bezeichnetes von einem Nicht-Bezeichneten differenziert wird. Denken wir diese Logik konsequent weiter, so vollzieht sich diese Wiederholung, dieser ›Wiedereintritt‹ der Form endlos in und mit jeder weiteren Äußerung, die auf sich selbst Bezug nimmt, auf sich selbst referiert und über ihre eigenen Bedingungen Auskunft zu geben versucht: Die Rede über die Rede ist die Rede ihrer selbst – nicht mehr.

Ein Rückgang *vor* diesen sich wiederholenden Anfang, eine *restitutio ad integrum* ist unmöglich – der Sündenfall des sprachlichen Urteils, das das eine vom anderen trennt, *um* zu sprechen, ist unumkehrbar. Das Sprechen ›enthält‹ die Welt, d. h. jede Bezeichnung der Welt hat die Welt in die Sprache geholt und sie zugleich von sich unterschieden. Die ›Welt *an sich*‹ ist (infolge dieser Benennung) nur noch die, die der bezeichneten gegenübersteht.

Was bedeutet dies nun für das Sprechen selbst, wenn es sich einerseits nur in (der) Form einer Unterscheidung realisieren kann und andererseits eben dieser Form unterliegt, die es selbst generiert? Aus dem bisher Gesagten können wir schließen, dass das Sprechen zwar nicht der Selbstreferenz und Selbstthematierung, jedoch der Möglichkeit der *Darstellung* dieser Selbstreferenz ermangelt. Der *Wiedereintritt* der Form (die Wiederholung der Unterscheidung in sich), der sich als Voraussetzung des Sprechens immer schon vollzogen hat, verschiebt sich lediglich, ohne sich je selbst zu bezeichnen.

Das Sprechen beginnt und endet also in einem *Dilemma*: Es besitzt eine Logik, nach der es sich selbst verfehlt – verfehlen muss, *um* zu sprechen. Somit folgt es einer unvorgänglichen Struktur, die der Logik des ›Supplements‹, wie Derrida sie fasst, sehr nahe kommt: Die Form, die das Sprechen generiert, enthält einen Mangel, einen blinden Fleck, dem sie nur begegnen kann, wenn sie ihn (in sich) wiederholt: Das Sprechen muss sich »von dem trennen, was es [...] ist, damit es selbst sei, aber dieses Intervall, das es als Gegenwart konstituiert, muss gleichzeitig die Gegenwart von sich selbst trennen«³. Sprechen unterliegt also einem ›doppelten Anfang‹, einer Unterscheidung, die es unaufhörlich fortsetzt und nie aufzuheben vermag.

³ Jacques Derrida, »Die *différance*«, in: ders., *Randgänge der Philosophie*, Wien 1988, S. 39.

Ich möchte nun noch einmal einsetzen und vom Wort ausgehend einige Überlegungen zum ›Paradigma‹ und zum ›Paradigmatischen‹ der Poesie anstellen, die das zuvor Gesagte aufgreifen und mit ihm in Beziehung setzen. Die Etymologie des Wortes ›Paradigma‹ schließt direkt an die Form der Unterscheidung an, die das Sprechen allgemein kennzeichnet. Die Vorsilbe *para-* (neben-) besitzt bereits für sich einen antithetischen Charakter, insofern sie – wie J. Hillis Miller dies pointiert –

gleichzeitig Nähe und Entfernung, Ähnlichkeit und Unterschied, Innerlichkeit und Äußerlichkeit bezeichnet [...], etwas, das zugleich diesseits und jenseits der Grenze [...] liegt, den *gleichen* Status besitzt und doch sekundär ist [...]. Etwas *Para*-artiges ist *nicht* nur gleichzeitig auf beiden Seiten der Grenze zwischen innen und außen: es ist auch die Grenze als solche, [...] läßt das Äußere eindringen und Innere hinaus, es teilt und vereint sie.⁴

Das ›Paradigma‹ ist folglich nicht nur das ›Neben-sich-Zeigen‹, etwas, das einen Unterschied setzt, sondern es *bezeichnet* diesen Unterschied zugleich. Paradigmatisches Sprechen kann demnach zunächst als ein Sprechen bestimmt werden, das seine Form (die Unterscheidung in der Bezeichnung) nicht nur generiert, sondern auch auf sie referiert.

Die konstitutive Paradoxie paradigmatischer Rede ist, dass sie sich *einerseits* in sich von sich unterscheidet, neben sich weist, auf das, was sie *nicht* ist – und dies in gleich zweifacher Weise: einmal unterscheidet sie sich (in Analogie zu nicht-paradigmatischer Rede) von den Gegenständen, Sachverhalten etc., die sie bezeichnet; zugleich aber setzt sie sich auch von sich selbst ab, in dem Sinn, dass sie sich der Unterscheidung von Zeichen und Bezeichnetem des Sprechens, die sie selbst trifft, kritisch gegenüberstellt. *Andererseits* ist Sprechen nur dann paradigmatisch, wenn es bei dieser doppelten Unterscheidung nicht stehen bleibt und das zweifach Unterschiedene aufeinander bezieht.

Solange jedoch nicht geklärt ist, wie sich das Verhältnis von erster und zweiter Unterscheidung im paradigmatischen Sprechen gestaltet, genauer: wie dieses Verhältnis *Ausdruck* und *Darstellung* seiner selbst ist, gleicht es lediglich der supplementierten Selbstreferenz, die sich endlos wiederholt. Worin besteht also dieses ›Zugleich‹, das sich weder in der Differenz erschöpft, noch diese Differenz in eine einfache Einheit aufhebt?

Aristoteles mag hier den entscheidenden Hinweis geben, wenn er die »Funktionsweise des Paradigmas« derart bestimmt, dass sie nicht »die eines Teils ist, der sich zu einem Ganzen verhält, noch die eines Ganzen, das sich zu einem Teil

⁴ J. Hillis Miller, »The Critic as Host«, in: ders. u. a. (Hg.), *Deconstruction and Criticism*, New York 1979, hier zit. n.: Gérard Genette, *Paratexte*, Frankfurt/Main, New York 1992, S. 219.

verhält, sondern die eines *Teils*, der sich zu einem *Teil* verhält«⁵. Indem Aristoteles die »dichotomische Opposition zwischen dem Partikularen und dem Universalen«⁶ aufhebt und so das Paradigma als ein Verhältnis eines Singulären zu einem anderen Singulären definiert, steht es – wie Agamben schreibt – »nicht mehr unter dem Regime der Logik, sondern dem der *Analogie*«⁷. Die Analogie ist das Prinzip, das weder auf die Seite des *tertium non datur* noch auf die eines höher gestellten *tertium comparationis* fällt, sondern beide miteinander auf gleicher Höhe in Beziehung setzt.

Wie lässt sich nun dieses ›analogische‹ Verhältnis der Sprache zu sich selbst ausbuchstabieren? Und inwieweit kann und muss Poesie als diese Form der Rede beschrieben werden?

Paradigmatisches Sprechen als ›analogisches‹ Sprechen kann man zunächst wie folgt formulieren: *Wie ich über etwas anderes spreche, so spreche ich auch über das Sprechen*. Oder genauer: *Nur so, wie ich über etwas anderes sprechen kann, kann ich über das Sprechen sprechen*. Dies beschreibt exakt das oben ausgeführte Di-Lemma: Das Wort ›sprechen‹ besitzt hier weder einen ›univoken‹ (eindeutigen) noch einen ›äquivoken‹ (andersdeutigen) Sinn⁸ – die Rede verdoppelt sich in sich selbst, ohne sich aufzuheben und ohne auf der Differenz zu sich zu beharren. Damit ist jedoch noch nichts gesagt, denn die Formalisierung der Relation univoken und äquivoken Sinns, die der Satz zu leisten versucht, bleibt dem Sprechen äußerlich. Kurz: Er behauptet etwas, was er in seiner *Darstellungsform* nicht einholt. Auch er bleibt an sich ›unbezeichnet‹, unbestimmt.

Genau hier liegt nun der zentrale Unterschied zu poetischem Sprechen. Poetische Rede ist als *das* paradigmatische Sprechen schlechthin anzusehen, da es die Analogie als Affirmation des (eigenen, in sich gesetzten) Unterschieds (zu sich) nicht nur in einem nach und nach entfaltet, verschiebt und unendlich supplementiert, sondern beide Momente (Unterschied und Bezeichnung des Unterschieds, Selbst-Affirmation und Selbst-Differenz) in Form einer *absoluten* Selbstreferentialität miteinander vermittelt. Poesie ist ein Sprechen, das sich durch eine Beziehung zu seinem eigenen Anderssein, zu seiner eigenen Differenz auszeichnet – durch eine Beziehung, die die Differenz bejaht, ohne sie aufzuheben, und diese Affirmation gerade dadurch leistet, dass sie die (i.e. ihre eigene) Differenz bewahrt.

⁵ Aristoteles, *Werke in deutscher Übersetzung, Bd. 3/1.1: Analytica priora*, Oldenburg 2008, 69a [Hervorhebungen von ME].

⁶ Giorgio Agamben, »Was ist ein Paradigma?«, in: ders., *Signatura rerum. Zur Methode*, Frankfurt/Main 2009, S. 23.

⁷ Ebd.

⁸ Gunnar Hindrichs, *Das Absolute und das Subjekt. Untersuchungen zum Verhältnis von Metaphysik und Nachmetaphysik*, Frankfurt/Main 2008, S. 311 ff.

Entscheidend ist, dass sie dies nicht ein für alle(mal) leistet, sondern stets von Neuem in einem individuellen und singulären Sprechen realisiert. Poesie gibt keine Regel an, ihre Paradigmatizität ist »nie schon gegeben«⁹ vor oder *jenseits* ihres Sprechens – und dies nicht deshalb, weil sie sich auf ihre Singularität beschränkt, sondern weil sie sich nur *als* Singuläres zum Gegenstand ihrer selbst machen kann. Poesie ist daher auch keine Meta-Sprache, sondern ein Sprechen, das die Gleichheit und Ungleichheit mit sich selbst austrägt. Poetisches Sprechen »ist – positiv – bezogen auf das, [was] es ist [i.e. Sprechen], und es bleibt – negativ – von ihm geschieden, da das, [was] es ist [i.e. anderes Sprechen], seine grundlegende Andersheit behält«¹⁰. Poetisches Sprechen besitzt somit auch keinen Grund außer sich, etwa in einem außersprachlichen Objekt, an das es gebunden wäre, oder in einem Subjekt, das sich auf ein solches Objekt sprachlich bezöge. Subjekt und Objekt der Rede sind, sobald das Sprechen einsetzt, nur noch auf ihrer Innenseite und in Form ihrer Selbstreferenz zu reflektieren.

Was also Sprechen *ist*, *wofür* die Poesie paradigmatisch *steht*, ist nur im Nachvollzug dieses analogischen Sprechens selbst zu erfahren – das Allgemeine zeigt sich nur im und als das Singuläre, genauer: in und als die *Exposition* dieses Singulären durch sich selbst. Außerhalb der Poesie ist keine Äußerung über die Sprache möglich, die nicht zugleich blind gegenüber sich selbst redet und die Bedingung der Möglichkeit ihrer selbst verkennt.

Und doch – und darin liegt die Paradoxalität – bleibt die Referenz auf ein Außersprachliches als sein ›Ungrund‹¹¹ zugleich der Anlass des poetischen Sprechens; das Jenseits der Sprache bleibt ihr Bezugspunkt, obgleich sie es nie bezeichnet. Ohne diese utopische Bezogenheit bliebe sie eine nur tautologische Rede über sich selbst.

Das Sprechen kann sich nie übersteigen, nie die Differenz, nie die Kluft überwinden oder aufheben, die es selbst erzeugt, sobald es einsetzt und einen Unterschied von Sprache und Welt behauptet, der im gleichen Moment in sie selbst zurückfällt und sie von sich selbst trennt. Entsprechend ist keine Position und kein Standpunkt denkbar, der außerhalb der Sprache über Sprache spricht und über ihre Struktur Auskunft gibt. Es gilt daher auch das ernst zu nehmen, was gemeinhin und zumeist unentfaltet als ›Selbstreflexivität‹ poetischer Rede bezeichnet wird. »Etwas im Spiegel sehen«, schreibt Thomas von Aquin, »heißt die Ursache durch die Wirkung sehen, in der ihre Ähnlichkeit aufleuchtet«¹².

⁹ Agamben, »Was ist ein Paradigma?«, S. 28.

¹⁰ Hindrichs, *Das Absolute und das Subjekt*, S. 319 [Hervorhebungen von ME].

¹¹ Ebd., S. 320.

¹² Thomas von Aquin, *Summa Theologica*, Bd. 23, Heidelberg, München 1954, II-II q 180a 3 ad 2.

Exakt diese Form der Reflexivität beschreibt das Selbstverhältnis des in sich unterschiedenen und doch mit sich einen Sprechens der Poesie: Das Sprechen reflektiert (in sich) auf sich selbst und erkennt sich in seinem (in *diesem*) Vollzug zugleich als das Andere seiner selbst, das in dieser (und in jeder) Beziehung doch stets von ihm unterschieden bleibt.

Das paradigmatische Sprechen der Poesie ist daher beides: Es folgt, *spricht* nach dem *Muster*, der allgemeinen Form jeder Äußerung, insofern es diese Form *an sich* realisiert und analogisch *in sich* wiederholt. Diese Analogie jedoch ist es, die es zugleich *nach* dem *Muster* sprechen lässt, als ein Sprechen, das die allgemeine Form in sich exponiert und es so von sich unterscheidet. Das eine ist nur über und vermittelt des anderen denkbar: Poesie kann nur nach dem *Muster* und *nach* dem *Muster* sprechen, ihm folgen und sich zugleich im Folgen von ihm lösen.

Somit ist Poesie kein ›Beispiel‹, kein ein für allemal feststellbares, begrifflich fixierbares ›Schema‹, das sich imitieren oder abbilden ließe. Auch die Poesie selbst, jedes weitere poetische Sprechen verlangt infolge seiner Paradigmatizität nach Analogie. So ist jeder poetische Text aufgrund seiner individuellen Selbstreflexivität und Selbstreferentialität absolut singulär; wäre er dies nicht, würde er im selben Moment aufhören, Poesie zu sein und bedeutete – als Kopie – lediglich eine Rede unter anderer. Als paradigmatisches Sprechen ist Poesie hingegen als das zu begreifen, das *im* Sprechen *je* und *je* zum Paradigma *wird*.

Ein Zitat aus Oswald Eggers *Nichts, das ist* soll nun eine Beziehung herstellen: zwischen den theoretischen Überlegungen zur Form und zum Paradigmatischen *des* poetischen Sprechens und dem Sprechen *über* Poesie:

nicht EINS ZU EINS, aber UNEINS EINS *zu sein*¹³

Das Zitat ist selbstverständlich aus dem Kontext gerissen, und noch dazu aus einem Satz, der über Gedichte spricht – und doch kann es, so denke ich, auch für sich verstanden werden, da es *in nuce* die paradigmatische und analogische Form der Poesie, die ich eben darzulegen versuchte, in ihrer Entwicklung und Bewegung beschreibt. Der erste Satzteil

nicht EINS ZU EINS, [...]

¹³ Oswald Egger, *Nichts, das ist*, Frankfurt/Main 2001, S. 137.

gleich einer Exposition: Was ›Wort für Wort‹ gesagt wird, soll dabei nicht ›eins zu eins‹ erfolgen. Das damit problematisierte Verhältnis des ›einen zum anderen‹, des ›einen zu sich‹ sowie der ›1 zur 1‹ eröffnet zum einen die Frage nach dem Verhältnis von *Identität* und *Differenz*, zum anderen verweist es auf die gesamte Diskussion um Möglichkeiten und Modi literarischer ›Nachahmung‹ und ›Nachbildung‹. Letztere besitzt in Eggers Dichtung eine zentrale, wenn nicht gar *die* entscheidende Bedeutung und findet als Relation von ›Erde und Rede‹ allerorten ihren Ausdruck. So »heißt [es], der ganze Kreis der Erde müsse gleichsam in der Rede wiederkehren«¹⁴.

Das Verhältnis von ›eins zu eins‹ ist damit, wie sich an anderer Stelle findet, schon »selber uneins geworden, in zwei und zwei (unpaare) Gesichtspunkte *dividiert*«¹⁵. Denn die Unterscheidung, die es mit »EINS ZU EINS« trifft, wiederholt sich an sich selbst, insofern das Wort »nicht« einen Unterschied behauptet zwischen dem ›Wie‹ der Rede und dem, ›worüber‹ sie spricht. Bislang nur ›behauptet‹, da sie es – zu diesem Zeitpunkt – nur sagt, aber nicht zur Darstellung bringt – d. h. das Sprechen ist hier zwar selbstreferentiell, jedoch noch nicht paradigmatisch und analogisch. Der zweite Satzteil *reflektiert* nun direkt auf diese Selbstreferenz des Sprechens und wiederholt sie, eingefaltet und sich selbst durchdringend:

[...], aber UNEINS EINS *zu sein*

Das Wort »aber« markiert hier zunächst eine Differenz zur ersten Unterscheidung, bleibt dabei jedoch nicht stehen. In einem ersten Schritt wird die Rede von »nicht EINS« zu »UNEINS« verbunden, zu *einem* Wort also, das die Negation seiner selbst an sich ausdrückt: Das eine Wort *ist* nicht einfach *eines*, sondern ein Kompositum, ein aus *zweien* gebildetes. Das nachfolgende Wort »EINS« bezeichnet, kommentiert und affirmiert das, was sich eben in sich verschränkt, in sich verdoppelt hat: das Wort ›uneins‹ *ist eines*, aber nur ein solches, das *nicht* (mit sich) ›eins‹ ist.

Die in sich gekehrte Bewegung des Sprechens endet jedoch nicht an diesem Punkt, sondern entfaltet sich weiter in ihren Bezügen. So gibt die Rede »UNEINS EINS *zu sein*« nicht einfach nur das ›um-zu‹ des poetischen Sprechens sowie ihr *telos* an. Zugleich betont sie, dass dieses ›um-zu‹ sich nur dann realisiert, wenn sie selbst das *ist*, worüber sie spricht, nämlich »nicht EINS ZU EINS, aber UNEINS EINS *zu sein*«. Entscheidend ist, dass diese Anforderung nicht von außen an die

¹⁴ Oswald Egger, »Herde der Rede Moiré«, in: *Minima Poetica. Für eine Poetik des zeitgenössischen Gedichts*, hrsg. v. Joachim Sartorius, Frankfurt/Main 2003, S. 40–47, hier: S. 42.

¹⁵ Egger, *Nichts, das ist*, S. 7.

eigene Rede herangetragen wird oder nur *über* sie spricht: »zu sein« ist *analogisches* Sprechen, weil es die (in Kapitälchen gesetzte) bislang nur ›stehende Wendung‹ spiegelt, im Fortgang (in der *Kursive*) Richtung und Perspektive wechselt: ›eins‹ und ›sein‹ beschreiben ein Anagramm, wodurch die Rede sich selbst durchdringt und mit dem ›um-zu‹ auch eine ›Um-Stellung‹ vornimmt. Absolut selbstreflexiv *wird* dieses Sprechen dadurch, dass es auf seinen eigenen Anfang zurückweist und diesen nach dem Durchgang durch das Ganze einholt: Das Anagramm ist nicht nur ›Der Rede Dreh‹, eine analogische Spiegelung, die Differenz und Einheit, Unterschied und Beziehung des Unterschiedenen analogisch vermittelt. Zugleich ist die Rede ein Ana-Gramm, ein ›je und je‹, ›eins zu eins‹ Geschriebenes. Dieses Wort-für-Wort wird die Poesie nie überwinden, und doch hat sie hier als paradigmatisch-singuläres Sprechen eine Form gefunden, sich *als solche* zu exponieren und so über sich hinauszudeuten.